

Joachim Metzner

**Ein kurzer Blick zurück auf die Zukunft**

Dinner Speech bei der Mitgliederversammlung der DGWF  
am 6. September 2018 in der TH Köln

Man hat mir freigestellt, ob ich Ihnen etwas Lustiges oder etwas Ernsthaftes vor dem Dinner serviere. Ich habe mich dann doch fürs Ernsthafte entschieden, aber kann mit einer Kuriosität beginnen. Denn zunächst bin ich Ihnen eine Erklärung zum etwas merkwürdigen Titel meines Vortrags schuldig. Die Formulierung verweist auf den ungewöhnlichen Umstand, dass Ihre Zukunftsüberlegungen viel zu tun haben mit einigen meiner beruflichen Erfahrungen in der Vergangenheit; sie liegen genau 10 Jahre zurück. Als ich nämlich 2008 als Mensch aus einer Fachhochschule in das Präsidium der Hochschulrektorenkonferenz gewählt wurde, bekam ich just das Ressort ‚Weiterbildung und Wissenstransfer‘ zugewiesen. Nun könnten Sie daraus schließen: Donnerwetter, da hat die alte und gemächliche Tante HRK ja mal Weitblick gezeigt und frühzeitig das zusammengeführt, was zusammen gehört. Aber leider weit gefehlt. Als ich mein Amt antrat, sagten mir Kollegen und Kolleginnen mitleidig: Jetzt bist du also wie deine Vorgänger auf der Resterampe gelandet. Und so habe ich mich zunächst auch gefühlt. Denn in der Tat, für den von den Fachhochschulen kommenden Vizepräsidenten blieben traditionsgemäß die beiden Themenbereiche, die sonst niemand so recht wollte. Ihre mögliche Zusammengehörigkeit spielte dabei keine Rolle. Dem entsprechen auch die Positionspapiere, die in der HRK seitdem verfasst worden sind. Im Positionspapier zur wissenschaftlichen Weiterbildung aus dem Jahr 2008 – übrigens dem letzten, das zu diesem Thema verabschiedet wurde –, fällt das Wort Transfer nicht, und umgekehrt ist in Beschlüssen zum Transfer aus den Jahren 2012 und 2017 von Weiterbildung keine Rede. Aber das gilt ja auch, wie die DGWF zu recht kritisch angemerkt hat, für die Empfehlungen des Wissenschaftsrats zum Transfer aus dem Jahr 2016; auch da wird die Weiterbildung ausgeklammert.

Dieser Rückblick ist mir aus zwei Gründen wichtig. Zum einen fällt auf, dass in einem Zeitraum, in dem – wie Sie ja selbst am besten wissen – immer mehr Universitäten und Fachhochschulen wissenschaftliche Weiterbildung und Wissenstransfer organisatorisch zusammenführten, es keine entsprechende hochschulpolitische Wahrnehmung gab – vor allem nicht auf den Leitungsebenen. Dabei ist, zweitens, die Diskussion um das Verhältnis von wissenschaftlicher Weiterbildung und Wissenstransfer keineswegs neu. Sie hat ihre Wurzeln bereits in den achtziger Jahren, ist aber offensichtlich hochschulpolitisch ignoriert worden. Warum, ist mir auch klar: Eine Zusammenschau von wissenschaftlicher Weiterbildung und Wissenstransfer wurde in den achtziger und neunziger Jahren als „brisante Denkfigur“ (Jürgen Wittpoth, 1990) apostrophiert, weil man, gestützt auf damalige Säulenheilige wie Foucault und Bourdieu, durchaus zu dem Schluss gelangen konnte, dass wissenschaftliches Wissen nicht einfach anschlussfähig ist an die Vorstellungen der Praxis, und dass wissenschaftliche Weiterbildung leicht in die Funktion eines bloßen

„Schmiermittels“ kommen könnte, um den „epistemologischen Bruch“ zwischen wissenschaftlicher Reflexion und alltäglichem Handeln zu lindern.

Diese epistemologischen Bedenken gegenüber dem Transfer zwischen Wissenschaft und Praxis sind niemals gänzlich ausgeräumt worden, und meine Erfahrung aus vielen Gesprächen sagt mir, dass sie bis heute nachwirken. Das sollten Sie im Hinterkopf behalten und das wird gleich meine Überlegungen zur Zukunft des Verhältnisses von wissenschaftlicher Weiterbildung im Wissenstransfer beeinflussen. Doch zunächst ist zu konstatieren, dass durch den plötzlichen, geradezu explosiven hochschulpolitischen Bedeutungszuwachs des Wissens- und Technologietransfers in den letzten Jahren alle möglichen Einwände einfach weggewischt wurden, ein deutlich verändertes Transferverständnis kreierte und sich dadurch auch die Sicht auf die wissenschaftliche Weiterbildung verändert hat. Zu konstatieren ist, dass wissenschaftliche Weiterbildung an immer mehr Universitäten und Fachhochschulen als eine von vielen Erscheinungsarten des Wissenstransfers verstanden wird, weil es immer üblicher wird, fast jede Aktivität einer Hochschule, wenn sie nicht gänzlich selbstreferentiell ist, als Transfer zu bezeichnen.

Diese Dehnung, ja geradezu Entgrenzung des Verständnisses von Transfer, ist – so sehe ich das – weniger einer wissenschaftlich begründeten neuen Sichtweise geschuldet, sondern es ist hauptsächlich eine Reaktion auf das immer stärker gewordene Drängen der Politik wie auch der Wirtschaft auf mehr möglichst unmittelbare Verwertbarkeit von wissenschaftlichen Ergebnissen aus Lehre und Forschung in der Praxis, was die Arbeit von Hochschulen transferrelevanter machte und die wissenschaftliche Weiterbildung als besonders anwendungsnahe Form der Lehre in die Rubrik Transfer einsortieren half. Die Hochschulen akzeptierten diese Veränderung, wenngleich zunächst unter deutlichen inneren Vorbehalten, was man z. B. noch um 2010 an den universitären Unmutsreaktionen auf ‚Horizon 2020‘ erkennen konnte. Klarer zu erkennen war die Bereitschaft sich auf einen anderen Aufgabenzuwachs einzulassen, der den Hochschulen um diese Zeit politisch und gesellschaftlich unter der Sammelbezeichnung ‚Third Mission‘ ins Haus stand, da das zivilgesellschaftliche Engagement dem Transfer nicht nur eine Erweiterung, sondern auch eine veränderte Qualität brachte und ihn deutlich näher an die wissenschaftliche Weiterbildung heranführte.

Ich will diese Entwicklungen keineswegs desavouieren, möchte aber doch darauf hinweisen, dass eine Gleichsetzung, Verschmelzung oder eine Art Amalgamierung von wissenschaftlicher Weiterbildung und Wissens- und Technologietransfer weder der faktischen Situation des Transfers noch den zukünftigen Anforderungen an die wissenschaftliche Weiterbildung gerecht würde. Denn die Nachfrage nach lehrebasierte Qualifizierung durch wissenschaftliche Weiterbildung wird – wie wir immer zu hören bekommen – massiv ansteigen, und die Hochschulen werden sich gut überlegen müssen, ob sie diese Aufgabe anderen überlassen. Für den Transfer gilt, dass er sich ganz überwiegend, zum Teil ausschließlich, im Bereich von F&E abspielt, und daran wird sich nichts ändern. Deshalb sind m. E. beide Bereiche gut beraten eine gewisse Eigenständigkeit und ihre

jeweiligen Methodenarsenale beizubehalten. Oder anders gesagt: Ich habe manchmal den Eindruck, dass wissenschaftliche Weiterbildung und Transfer heute vorschnell als Synonyme gesehen werden. Das heißt aber nicht, dass ich nicht zwei wichtige Möglichkeiten des Zusammenwirkens sehe. Da gibt es sicher noch mehr und andere Möglichkeiten, und Sie haben sie im Laufe Ihrer Arbeit vielleicht längst entdeckt, aber diese beiden springen mir angesichts der bisherigen Entwicklung ins Auge.

Ich sehe erstens einen erheblichen Weiterbildungsbedarf bei allen, die innerhalb, aber auch außerhalb der Hochschulen mit Transfer zu tun haben. Es wird viel zu wenig darüber nachgedacht, dass Wissens- und Technologietransfer kein jeweiliger singulärer und monodirektionaler Akt ist, sondern ein hochkomplexer Prozess, dessen Strukturmerkmale man verstehen muss, der gestaltet werden muss und der darum ganz spezifische Kenntnisse und Kompetenzen voraussetzt, damit er gelingen kann. Dieser Prozess erfordert nicht nur eine spezielle Kommunikationskompetenz, weil Anbieter und Nachfrager in ein wechselseitiges Verhältnis treten. Er setzt das Erkennen und den Abgleich von Transferinteressen voraus, sowie die Fähigkeit, die Transferwürdigkeit und Transferierbarkeit von Produkten einzuschätzen. Dazu bedarf es des Wissens um Transferkanäle, -formate und -instrumente und natürlich braucht es die Kompetenz diese sachgerecht anzuwenden. Dazu kommt die Fähigkeit Produkte adressatengerecht aufzubereiten. Dieses Paket von aufeinander bezogenen Transferkompetenzen zu vermitteln, halte ich für eine Zukunftsaufgabe der wissenschaftlichen Weiterbildung, wobei daran zu erinnern ist, dass ja nicht nur die Hochschulseite über solche Kompetenzen verfügen sollte, was die Aufgabe nicht kleiner macht. Um hier einer Besorgnis vorzubeugen: Ich bin mir sicher, dass die wissenschaftliche Weiterbildung damit den Transferstellen und anderen Supportstrukturen nicht die Arbeit wegnimmt, sondern im Gegenteil gilt: Nur wer diese Transferkompetenz besitzt, kann Support wirklich sinnvoll nutzen.

Nun ist nicht zu übersehen, dass die Ausweitung des Transferverständnisses für die Hochschulen auch eine gewisse Entlastungsfunktion haben kann. Man kann dem ewigen Drängen auf mehr Engagement für Wissens- und Technologietransfer entgegenhalten: Aber wir machen doch auch Transfer durch Lehre, Weiterbildung, Beratung, Veröffentlichungen usw. Doch in einer Zeit, in der sich Politik, Wirtschaft und Gesellschaft vom Transfer aus den Hochschulen am liebsten sofort Sprunginnovationen erwarten, wird diese Argumentation nicht reichen. In diesem Zusammenhang erinnere ich mich an eine Tagung an der FU, bei der von den Lehrstühlen mehr Engagement für Transfer gefordert wurde. Eine Professorin wies das mit Verweis auf die bereits existierende Überlastung zurück und forderte stattdessen die Einbeziehung anderer Gruppen innerhalb der Universität ins Transfersgeschäft. Diese sollten fungieren als „intellektuelle Hebammen, die die Gesellschaft bespielen.“ (Tagesspiegel, 11.07.2016) Angesichts solcher Erwartungen sollte die wissenschaftliche Weiterbildung aufpassen, dass sie nicht für eine Art Ersatzvornahme vereinnahmt wird.

Und dennoch kann ich der Metapher Hebamme etwas abgewinnen, wenn ich sie in einem anderen Zusammenhang betrachte. Und damit bin ich bei meiner zweiten Zukunftsüberlegung zum Thema Ihrer Tagung.

Es gibt seit längerem eine spannende Übereinstimmung im Nachdenken über die Zukunft von Transfer und Weiterbildung aus Hochschulen: dass nämlich in beiden Bereichen Vermittlungsprozesse generell bidirektional, also auf Wechselseitigkeit angelegt sein sollten. Dabei wird in der Diskussion zunehmend deutlich, dass es nicht nur um wechselseitiges Zuhören und um Verständigung über Erwartungen und Lernziele geht, sondern um „Wissenskonstruktion im wechselseitigen Austausch“ (Michael Kerres, 2014). Ich meine, man sollte dies nicht nur auf den Wissenstransfer innerhalb von Hochschulen und auf den sogenannten Lerntransfer als Form von wissenschaftlicher Weiterbildung beziehen, sondern man sollte sehen, wie gemeinsam von Wissenschaft und Praxis generiertes Wissen und gemeinsam generierte Erkenntnisse eine Basis für alle Formen von Transfer bilden können. Ich halte dies für eine sehr wichtige Überlegung, da auf diese Weise der epistemologische Vorbehalt, der aus der Vergangenheit immer noch nachwirkt und der ja vielleicht auch nicht ganz unberechtigt ist, gegenstandslos wird, und weil das wichtigste Feld des universitären Transfers, das Einbringen von F&E-Ergebnissen, mit in die Betrachtung gerät.

In vielen Beiträgen die ich bisher zu diesem Thema gelesen habe, regiert der Konjunktiv, wenn es um die Frage geht, wie eine solche von Wissenschaft und Praxis gemeinsam betriebene, also partizipatorische Wissenserzeugung als Weiterentwicklung von Transfer faktisch realisiert werden könnte. Es geht ja darum, dass wissenschaftliches Wissen nicht einfach der Praxis zur Verfügung gestellt und dort wie in einer ‚Produktklinik‘ angepasst wird, sondern dass ein den Erfordernissen der Praxis angemessener Forschungsgegenstand definiert wird, der dann gemeinsam, aber aus zwei aus unterschiedlichen Systemen erwachsenden Sichtweisen heraus bearbeitet wird. Im Ergebnis kann in diesem Prozess gleichermaßen ein praxisbasiertes Forschungsergebnis entstehen als auch wissenschaftliche Erkenntnis, also auch Theorie, im Praxisfeld generiert werden. Welche Instanz oder Einrichtung könnte hier eine „intermediäre Übersetzungsfunktion zwischen zwei autonomen Wissensdomänen“ (Ortfried Schäffter, 2017) übernehmen? Ich spitze die Frage zu und sage: Ist die WWB bereit, sich als „universitäre Grenzstelle“ (Uwe Wilkesmann, 2007) in diesem Prozess zu verstehen?

Es gibt Versuche in dieser Richtung, aber sie zeigen: die Realisierung ist mühsam, vor allem, weil hinter der abstrakten Formel „Translation zwischen zwei nicht kompatiblen, aber komplementär aufeinander bezogenen Sichtweisen auf einen Forschungsgegenstand“ (Schäffter, 2017) das Problem steht, wie man Akteure in einem hochkomplexen Passungs-, Übersetzungs- und Matchingprozess zusammenbringt und wie man sie in ihrer Unterschiedlichkeit für diese Form der Wissensgenerierung und Praxisforschung kompetent macht. Und das wäre in der Tat eine Aufgabe für die wissenschaftliche Weiterbildung. Hier Wege zu finden, sei echte „Pionierarbeit“ (Damaris Jankowski et al., 2016), sagen die, die es probiert haben. Und dennoch möchte ich aus zwei Gründen dazu ermutigen diese Form der

Zusammenführung von wissenschaftlicher Weiterbildung und Wissens- und Technologietransfer weiter zu erkunden, vielleicht sogar zu priorisieren. Erstens, weil wissenschaftliche Weiterbildung hier eben nicht Schmiermittel ist, sondern an einer wichtigen Umgestaltung - manche sprechen sogar von einer Neuerfindung - des Transfers maßgeblich beteiligt ist, also gewissenmaßen eine Hebammenfunktion haben könnte, und weil, zweitens, damit die Hochschulen den legitimen gesellschaftlichen Erwartungen an ihre Funktion als Erzeuger von Wissen und Forschungsergebnissen für die Praxis entgegen kommen können, ohne sich den Zumutungen eines allzu platten Verwertungsdenkens aussetzen zu müssen.